

Vom Schreckgespenst des Hospitalismus

Autor(en): **Willmann, Else**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **35 (1964)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-807957>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Schreckgespenst des Hospitalismus

Manchmal bekommt man beim Durchlesen der Gerichtsberichte den Eindruck, die Welt der grossen und kleinen Verbrecher bestünde hauptsächlich aus armen Geschöpfen, die nur deshalb auf die schiefe Bahn gerieten, weil sie von Geburt an durch ihre Umgebung stiefmütterlich behandelt wurden — sei es, weil die Eltern sich nicht um sie kümmerten, sei es, weil sie schon erblich belastet das Tageslicht erblickten, sei es, weil sie ihre Kindheit in Heimen verbringen mussten. In manchen Fällen stellt ein psychologisches Gutachten fest, dass solche oder ähnliche für den Angeklagten mildernde Umstände ihn überhaupt unfähig machten, sich in die Gesellschaft einzuordnen. Die Verantwortung wird jeweils weniger auf die Schultern des Betroffenen, als auf seine Umgebung, seine Eltern — und auf die *Heime* gelegt. Im übrigen wird selten präzisiert, um welche Art Heime es sich handelt.

Wenn ich diese Beobachtung erwähne, so keinesfalls, weil ich die Tendenz der Jurisprudenz kritisieren möchte, allen Voraussetzungen Rechnung zu tragen, bevor ein Urteil gefällt wird. Ganz im Gegenteil, es ist dies eine Voraussetzung für das Aufrechterhalten des Vertrauens in die moderne Rechtspflege. Was meines Erachtens jedoch unmöglich feststellbar sein dürfte, ist die Frage, ob diese oder jene Person sehr viel leichter durch das Leben gegangen wäre, wenn sie *nicht* in einem Heim erzogen worden wäre. Die Auffassung ist allzu weit verbreitet, dass ein «Heimkind» sowieso für die schiefe Bahn prädestiniert sei, weil ein Heim als ein furchtbarer Ort gilt, wo die Kinder nur so dahinvegetieren oder, in graue Uniformen gekleidet, herumgetrieben werden...

Gewiss existieren da und dort, namentlich in grossen Ländern mit Riesenslums, immer noch Heime, die dieses Namens nicht würdig sind. Gewiss ertrugen vor nicht so vielen Jahrzehnten auch gewisse schweizerische Heime kaum, dass Aussenstehende einen Blick hineinwarfen. Und ganz gewiss kämpfen auch heute unsere Kinderheime mit vielen Problemen, deren Bewältigung ausserordentlich schwierig ist, zum Beispiel mit dem Problem, wie man trotz der notgedrungen kollektiven Erziehung *Individuen* heranbildet. Es ist dies überhaupt die Achillesferse der sozialen Kinderbetreuung. Und leichter wird die Aufgabe nicht, wenn die Auffassung der Oeffentlichkeit von verschiedenen Seiten bestärkt wird, man müsse eigentlich ein Kind, das in einem Heim aufwächst, von vorneherein gänzlich abschreiben.

Nach einem besonders scharfen Angriff auf die Kinderheime in einer schweizerischen Wochenzeitung, der ich unter anderem entnehmen musste, *dass 98 von 100 «Heimkindern» seelisch krank seien, dass man unter Kinderheimen «keimfreie, aber auch liebebefreie Internate mit straffer Disziplin» verstünde, wo sämtliche Babies und Kleinkinder nach «FlieSSbandmanier» von sterilen Pflegerinnen in ständiger Hetze besorgt würden*, beschloss ich, ein mittleres schweizerisches Heim für Kleinkinder aufzusuchen, um vom herrschenden Klima einen persönlichen Eindruck zu gewinnen.

Ich hatte mir ein gefängnisartiges Gebäude mit grauen Mauern vorgestellt. Anstatt dessen finde ich in einem grünen Garten, etwas zurückgezogen und vom Stras-

senlärm abgeschirmt, ein gemütliches, rotes Haus. Ich werde nicht von einem steril aussehenden, geschlechtslosen Wesen, sondern von einer normalen Frau empfangen, die sich von vielen anderen berufstätigen Frauen namentlich darin unterscheidet, dass sie nach Feierabend immer noch am Arbeitsplatz anzutreffen ist; weil es — wie ich es erfahren sollte — für sie nicht nur ein Beruf, sondern vielmehr eine *Berufung* ist, Kinder zu betreuen. Und weil auch *sie* hier ihr Heim hat, denn es ist wirklich eins!

Es liegen ein paar Spielsachen herum. Auf dem Lavabo im Korridor steht ein Paar winziger weisser Stiefel — stört das wohl nicht, in einer «sterilen Anstalt»? Schwester Rosa scheint es nicht einmal zu bemerken. Ich schon, aber ich bin ja schliesslich keine Kinderchwester.

Meine Frage, ob Schwester Rosa die allgemeine Einstellung der Oeffentlichkeit den Kinderheimen gegenüber als eher skeptisch empfindet, muss sie bejahen. «Es ist», sagt sie, «sehr deprimierend, sich alle Mühe zu geben, sich den Kindern voll und ganz zu widmen und dann — immer wieder — nur Negatives zu hören und sogar manchmal um die Ruhe eines Kindes kämpfen zu müssen, das von Eltern, Grosseltern, Behörden usw. hin- und hergerissen wird, weil sie meinen, es wäre *überall* besser aufgehoben als bei uns im Heim.» «Sie teilen wohl kaum die Auffassung, ein privates Zuhause (selbst ein schlechtes) sei besser als das beste Kinderheim?»

«Es steht überhaupt nicht zur Diskussion, dass es für ein Kind das Ideale ist, von einer Mutter (es braucht nicht einmal die leibliche Mutter zu sein) betreut zu werden und in einer Familie aufzuwachsen. Ich glaube aber ganz und gar nicht, dass eine schlechte Mutter, eine schlechte Familie, besser ist als ein Heim. Es ist wahr, dass das Kind Nestwärme braucht, um sich harmonisch zu entwickeln, und dass nicht die materiellen Verhältnisse entscheidend sind, aber, es muss eben ein Nest da sein! Wenn Sie wüssten, wieviele Kinder in bedauernswertem Zustand zu uns kommen — sei es, weil sie monatelang von einer Pflegefamilie zur andern geschoben wurden und nirgends Wurzeln fassen konnten, sei es, weil die Verhältnisse in der eigenen Familie untragbar waren. Ich kann Ihnen mehrere Beispiele geben von Kindern, die durch das Versagen der eigenen Mutter in ihrer Entwicklung sehr zurückgeblieben waren, als sie zu uns kamen, und die dann, nach einer gewissen Zeit im Heim, anfangen, sich zu normalisieren.»

«Man spricht sehr viel vom Hospitalismus.»

«Die wenigsten wissen aber, dass wir uns seit Jahren mit diesem Problem beschäftigen. Man sollte es weder bagatellisieren noch übertreiben. Es ist natürlich nicht leicht, gewisse Folgen des Hospitalismus gänzlich zu vermeiden, aber wir tun alles, was in unserer Macht steht, um sie auf ein Minimum zu reduzieren, das heisst, die Kinder so *individuell* wie nur möglich zu behandeln.»

«Was wird denn getan?»

«Unser grösster Vorteil ist, dass wir in der Schweiz keine solchen Riesenbetriebe haben, wie man sie im Ausland findet. Seit vielen Jahren bemüht man sich,

nur noch kleinere Heime einzurichten und die bereits bestehenden grösseren Heime durch Unterteilung in einzelne «Häuser» aufzulockern. Hier haben wir zum Beispiel höchstens 24 Kinder. Es ist wichtig, dass die Kinder nicht als *Einheit* behandelt werden. Wir haben sie in kleine Gruppen aufgeteilt, nach dem sogenannten «Familiensystem». Wir sorgen dafür, dass innerhalb jeder Gruppe Kinder von verschiedenen Altersstufen beisammen sind, so dass sie eher wie Geschwister miteinander aufwachsen können. Ueberhaupt bleiben leibliche Geschwister immer zusammen. Jede Gruppe hat ihre Spielstube, die sie persönlich gestaltet. Und noch wichtiger: sie hat ihre eigene «Gruppenmutter», die «ihre» Kinder mit viel Liebe betreut und erzieht. Alle Kinder bewegen sich im Hause und Garten ungeniert herum, aber jede «Familie» isst und schläft für sich. Grosse und Kleine helfen sich gegenseitig. Es ist kein Grossbetrieb, in welchem die Kinder drei Viertel ihrer Zeit zwischen Töpfchen, Baden, «Ins-Bett-gehen» usw. verbringen, und wo für menschliche Beziehungen keine Zeit mehr übrigbleibt. Wie «daheim» erhalten sie zum Beispiel ihr Bad nach Bedarf und nicht nach «Schema F» —. Kommen Sie, wir wollen mal sehen, wie die Kleinen schlafen...»

Auf Zehenspitzen treten wir in ein Schlafzimmer. Es hat sechs Betten. In einem davon liegt ein rotwangiges Mädchen mit seinem Bär in den Armen und ein paar Stoffpuppen neben dem Kopfkissen. Dass dies erlaubt ist! — «Es kann ohne seine Puppen nicht gut schlafen», flüstert Schwester Rosa. Ein anderes hat ein Stück Stoff bei sich am Bett. Als wir die Türe aufmachen, zuckt es ein bisschen zusammen, aber nachdem es das Tüchlein an sich gepresst hat, fällt es wieder in ruhigen Schlaf.

*

Wir gehen wieder hinunter. Schwester Rosa erzählt noch manches über die Gewohnheiten und das tägliche Leben im Heim, wie man beispielsweise darauf achtet, dass die Kinder nicht gleichartig angezogen sind. — Schwester Rosa ist gewiss keine liebevolle Person, die mit ihren Kolleginnen die Kinder nach «Fließband-system» abfertigt!

«Es ist nicht wahr, dass 98 von 100 Heimkindern seelisch geschädigt sind. Wir haben herzige Kinder, die von Geburt an in Heimen waren, aber trotzdem intelligenzmässig und entwicklungs-mässig völlig normal sind. Naturgemäss befinden sich auch in jedem Heim Kinder, deren Intelligenzquote unter der normalen liegt und die eine schwere Erbmasse mit sich schleppen müssen. Aber man kann sich mit Recht fragen, ob sie nicht grössere seelische Schäden erlitten hätten, wenn sie unter den Verhältnissen geblieben wären, in die sie hineingeboren wurden. Gewiss vermischen sie in einem Heim kleinere Einzelheiten des täglichen Familienlebens, aber — welche Einzelheiten hätten sie sonst zu sehen bekommen? Wir haben unter anderem auch Kinder alleinstehender Mütter (oder Väter), die ihr Kleines nicht anderswo unterbringen können. Und gerade diese sind es, die durch gewisse Sensationsartikel sehr beunruhigt werden können. Und» — Schwester Rosa ereifert sich — «daneben beeinflussen negative Beschreibungen manchmal diejenigen, die z. B. in einem Scheidungsprozess der Eltern zu entscheiden haben, wo die Kinder untergebracht werden sollen. Anstatt das Kind bis zur endgültigen Abklärung der Situation in ein Heim zu

geben, wo es zur Ruhe kommen könnte, findet man es vorteilhafter, es von einer privaten Pflegestätte zu einer anderen zu schieben — und ein solcher Wechsel ist das Schlimmste und das Schädlichste, was man einem kleinen Lebewesen antun kann!

Bei uns — und in den allermeisten Kinderheimen in der Schweiz — haben wir von den Erfahrungen früherer Zeiten gelernt. Es ist ja selbstverständlich, dass wir die Kinder sauber halten, ihnen die richtige Ernährung geben usw. Aber die «blitzsaubere Sterilität», die übertriebene Pünktlichkeit, die so oft kritisiert werden, kennen wir nicht. Das materielle Wohl des Kindes ist wichtig, aber es ist nicht das Wesentlichste.

Das Wesentlichste ist, dass wir — im Rahmen des Möglichen — das Kind individuell behandeln, es behutsam — mit Liebe und Wärme, aber auch mit der nötigen Strenge — zu uns nehmen. Ist ein Kontakt mit den Eltern oder anderen Angehörigen möglich, sind wir sehr dankbar dafür — wir sehen es zum Beispiel gerne, wenn ein Kind über das Wochenende bei ihnen weilen kann: Das Kind soll die Verbindung mit der Umwelt in so hohem Masse wie möglich behalten. Und — das schönste Resultat unserer Bemühungen ist es, wenn es gelingt, für das Kind wieder eine normale Familiengemeinschaft zu finden —, sei es bei den eigenen, sei es bei Adoptiveltern.

Inzwischen tun wir, was wir können, um das leibliche und das seelische Wohl des Kindes zu sichern. Damit es nicht als «Heimkind», sondern einfach als Kind heranwachsen kann.»

Else Willmann

(Nachdruck aus dem «Basler Schulblatt», 24. Jahrgang, Nr. 6)

Heilpädagogisches Seminar Zürich

Am politisch und konfessional neutralen Heilpädagogischen Seminar Zürich beginnen Ende April 1964 folgende Kurse:

A. Kurs I. *Wissenschaftliche Ausbildung* für alle heilpädagogischen Arbeitsgebiete. — Dieser zweisemestrige Kurs dient der theoretischen und praktischen Ausbildung von Lehrkräften, Kindergärtnerinnen, Erziehern und Erzieherinnen für die entwicklungsgehemmte Jugend und umfasst Vorlesungen und Uebungen am Seminar und an der Universität Zürich. Anstaltsbesuche, ein zweimonatiges Praktikum in einem Heim und Sonderklassen-Praktikum ergänzen die theoretische Ausbildung.

B. *Abendkurs*. Für Lehrkräfte und Kindergärtnerinnen in fester Anstellung führt das Seminar einen Abendkurs durch, der während zwei Semestern je acht Wochenstunden umfasst.

Anmeldungen für den Kurs I sind bis zum 31. Januar 1964 an die Leitung des Heilpädagogischen Seminars, Kantonsschulstrasse 1, Zürich 1, zu richten. (Abendkursteilnehmer melden sich erst bei Semesterbeginn an.) Weitere Auskünfte erhält man im Sekretariat je vormittags von 8—12, Dienstag, Mittwoch und Freitag auch von 14—18 Uhr (Tel. 32 24 70).